

Obwaldner Volksfreund.

Abonnement

(Bei sämtlichen Post-Bureaux.)

jährlich (franko durch die ganze Schweiz) . . . Fr. 4.—
Halbjährlich „ 2. 10
bei der Expedition abgeholt jährlich „ 3. 80
„ „ „ halbjährlich „ 2.—

N. 1.

Erscheint jeden Samstag vormittags.

Einrückungsgebühr für Obwalden

Die einpaltige Petitzeile oder deren Raum . . . 10 Rp
Bei Wiederholungen 8 „

Für Inserate von auswärts

Die einpaltige Petitzeile oder deren Raum . . . 15 Rp
Bei Wiederholungen 10 „

Sarnen, 1899.

7. Januar

29. Jahrgang.

Inserate von Auswärts nehmen für uns entgegen die Annoncen-Expeditionen der Herren Haasenstein & Vogler, Rudolf Mosse und Orell Füssli & Co. in Bern, Zürich, Luzern, Basel, Lausanne, Genf, Berlin, Leipzig, Dresden, München, Hamburg, Frankfurt a. M., Straßburg und Wien

* Ein Rückblick.

I.

Das entschwindene Jahr hat im Grunde genommen keine der weltbewegenden Fragen gelöst, die beim Beginn desselben die Geister beschäftigten und die Gemüter erregten. Für Europa ist es im Großen und Ganzen ein friedliches Jahr gewesen. Wenn man ihm diese Eigenschaft beilegt, so ist sie immerhin nur in dem Sinne zu verstehen, daß kein europäischer Krieg entbrannt ist. Im Innern der Staaten hat es nicht an Erscheinungen und an Ereignissen gefehlt, die man durchaus nicht als friedliche bezeichnen könnte. Uebrigens hat die Kriegsfackel ihren blutigroten Widerschein auch auf unsern Erdteil geworfen. Wenn der Krieg auch nicht im Herzen Europas gewütet und sein schonungsloses Zerstörungswerk geübt hat, so ist doch im abgelaufenen Jahre Europa von ihm keineswegs völlig verschont geblieben. Spanien sah Tausende seiner Söhne auf kubanischen Schlachtfeldern verbluten oder in das Wellengrab des atlantischen Oceans versinken.

Beginnen wir unsere Rundschau im äußersten Westen Europa's, so begegnen wir einem Volke, welches einst eine Vormacht und ein Bollwerk für das christliche Europa gebildet hat, aber leider jetzt von seiner ehedorigen Höhe tief herabgesunken ist. Die Zeiten liegen weit zurück, in denen das ritterliche Schwert der spanischen Granden auf die Geschichte Europa's einen bestimmenden Einfluß ausübte. Das vormalig so reiche, von der Natur nichts weniger als stiefmütterlich bedachte Land, wo Handel und Gewerbfleiß blühten und die Kunst auf allen Gebieten eine Stufe der Vollendung erreicht hatte, die uns heute nach Jahrhunderten noch mit staunender Bewunderung erfüllt — dieses Land ist nun bettelarm geworden. Es ist dieser Gegensatz zwischen Einst und Jetzt um so schroffer und um so peinlicher, weil dort eben, wie schon angedeutet wurde, die äußeren Bedingungen des Wohlstandes in einem seltenen Maße vorhanden waren. Was längst vorauszu sehen war und was wir selbst zu wiederholten Malen in diesem Blatte vorausgesagt hatten, ohne daß wir uns eine Prophetengabe beilegen mochten, das ist im Laufe des entschwindenen Jahres eingetreten. Die Nordamerikaner hatten nicht umsonst Jahre lang die Revolution auf der Insel Kuba geschürt. Es wiederholte sich die alte Fabel vom Lamm, welches das Wasserlein getrübt haben sollte. Darüber konnte gar kein Zweifel obwalten, daß Spanien, so bald es nur auf seine eigene Kraft angewiesen war, im Krieg gegen Nordamerika den Kürzeren ziehen mußte. Auch wenn das spanische Heer zu Wasser und zu Land besser ausgerüstet gewesen und tüchtiger geführt worden wäre, als es tatsächlich der Fall war, so würde es von der amerikanischen Uebermacht ganz einfach erdrückt worden sein. Zu dem gewaltigen Uebergewicht der Zahl, über welches die Amerikaner verfügten, gesellte sich nun aber auch noch das nicht weniger starke Uebergewicht einer technisch und strategisch allen, in dieser Beziehung nur zu sehr entwickelten Forderungen der Zeit entsprechenden Kriegsführung. Zweifellos hatte Spanien das gute Recht auf seiner Seite; aber, wenn einmal der Entscheid auf die Spitze des Schwertes gelegt wird, so geht Gewalt vor Recht. Spanien durfte nicht auf die Unterstützung irgend einer europäischen Großmacht rechnen. Darum war es auch an den Fingern abzuzählen, daß ihm im Kriege mit den mächtigen nordamerikanischen Vereinststaaten das gleiche Schicksal beschieden sein werde, wie es voriges Jahr Griechenland im Kampfe mit der Türkei erleben und erleiden mußte. Der wesentliche Unterschied besteht nur darin, daß schließlich die europäischen Großmächte den Sultan zu verhältnismäßig milden Friedensbedingungen gegenüber Griechenland zwangen, während sie hinwieder es nicht wagten, im gleichen Sinne auf die Vereinigten Staaten einzuwirken. Einer derartigen Einmischung würde übrigens alsbald ein sehr barsches und kategorisches: „Das geht Euch nichts an“ — entgegengesetzt worden sein.

Spanien hat in dem unglücklichen Kriege, den es um die Insel Kuba geführt hat, beinahe seinen ganzen über-

seeischen Kolonialbesitz eingebüßt. Es hat sein Geld, sein Blut und seinen Ruhm verloren. Nur in einem Punkte haben wir uns getäuscht. Wir hatten geglaubt, daß der Thron des jungen Königs Alfonso die Niederlage der spanischen Waffen nicht überleben werde. Heute steht dieser Thron immer noch, wenn auch auf schwankenden Füßen. Revolutionäre Gelüste werden durch die schärfsten Maßregeln niedergehalten. Nicht dem liberalen und offenbar unfähigen Ministerium und noch weniger den Cortes, welche stets nach dem Willen der Regierung gewählt werden und auch nach dieser Geige tanzen müssen, gebühren irgend welche Sympathien. Ministerium und Kammern würden den Sturz der dormaligen Ordnung der Dinge in Spanien auch nicht eine einzige Stunde aufhalten. Eine persönlich ehrenwerte Königin-Regentin, welche als liebende und schützende Mutter am Thron des unmündigen Königs wacht, ruft beim spanischen Volke eine gewisse Ehrfurcht hervor, insoweit in demselben der ritterliche Sinn, den es aus seinem Heldenzeitalter geerbt hat, noch nicht völlig erloschen ist. Manches Einer, der led seine Hand und sein Schwert gegenüber einem Manne erheben würde, läßt dieselben sinken, wenn er sich einer Frau und einem Kinde gegenüber gestellt sieht. Den mächtigsten Freund besitzt der junge König mit seiner Mutter im Vatikan. Don Karlos würde längst losgeschlagen haben, wenn er auf die Unterstützung der Geistlichkeit zählen könnte. Das ist nun aber nicht der Fall, weil der hl. Vater dem spanischen Klerus die sehr bestimmte Weisung erteilt hat, allen Unternehmungen und Bestrebungen fern zu bleiben, welche auf einen Umsturz des dormaligen Thrones abzielen. Dieser Thron hat aber noch andere Gegner als die Anhänger des alten Königtums, welche sich um die Fahne von Don Karlos scharen, und so könnte es sich wohl ereignen, daß eines schönen Morgens der junge Alfonso von den Wogen des Meeres oder von der Spitze der Pyrenäen aus zum letzten mal seine alte Heimat grüßen und in das Land der Verbannung ziehen würde.

Auch wir wollen kühnen Schrittes über die Pyrenäen setzen. Fatalerweise bietet uns aber das Land, welches wir alsdann betreten, kein erfreulicheres Bild dar, als dasjenige, das wir soeben verlassen haben. Die französischen Kammerwahlen bereiteten insofern eine Enttäuschung, als man allgemein erwartet hatte, das Ministerium Meline werde aus diesen Wahlen gekräftigt hervorgehen. Die Radikalen hatten denn auch nichts versäumt, um dieses Ministerium noch vor den Wahlen zu Falle zu bringen. Dieses Bestreben blieb allerdings erfolglos, aber merkwürdigerweise hat das Ministerium die Wahlen nur um eine ganz kurze Zeit überlebt, und so sind denn die Hoffnungen derjenigen zu Schanden geworden, welche auf einen konservativeren oder gemäßigteren Kurs in der französischen Politik gerechnet hatten. Ob wir es noch erleben werden, daß in Frankreich ein Ministerium das Staatsruder ergreift, dessen Lebensdauer auch nur einer einzigen Amtsperiode des schweizerischen Bundesrates gleichkäme, das ist allerdings eine Frage, die wir um so weniger bezagen möchten, weil alle Erfahrungen, die man unter der dritten französischen Republik im Laufe von allbereits siebenundzwanzig Jahren gemacht hat, ganz entschieden gegen eine derartige Vermutung sprechen. Ein haltbares und dauerhaftes Ministerium, das sich auf eine ausgesprochene und entschiedene Kammermehrheit stützen könnte, scheint in Frankreich ein Ding vollendeter Unmöglichkeit geworden zu sein. Einigermassen erfreulich ist nur die Tatsache, daß das gegenwärtige französische Ministerium es den Radikalen schärfster Tonart durchaus nicht recht machen kann, sondern daß es unausgesetzt die Zielscheibe heftiger Angriffe von dieser Seite bildet. In der Tat zeichnet sich denn auch die dormalige französische Regierung nicht in gleicher Weise durch einen gehässigen, kirchenfeindlichen Geist unvoretheilhaft aus, wie es bei vielen ihrer Vorgängerinnen unrühmlichen Andenkens der Fall gewesen ist.

Etwas ganz widerwärtiges und häßliches ist der Dreyfushandel, der in Frankreich während des abgelaufenen Jahres alle anderen Ereignisse völlig in den Hintergrund gedrängt hat. Unseres Erachtens hätten auch die französischen Katholiken manches Geschickere und Notwendigere tun können, als daß sie mit so gewaltigem Eifer für die bedrohte oder angefochtene Ehre der französischen Armee in die Schranken traten. Wenn man in der Armee das einzige Bollwerk erblickt, welches den staatlichen und sozialen Zusammenbruch noch aufzuhalten vermag, so muß diese Armee bis in ihre Spitzen hinauf, und zwar in diesen Spitzen am allermeisten, ehrenhaft und maßlos dastehen. Ist etwas faul im Staate Dänemark, so soll diese Fäulnis nicht mit dem Mantel der Liebe bedeckt werden, damit sie um so ungeförter fortwuchern kann. Das faule Fleisch soll man mit kühnem Griff und mit scharfem Messer heraus-schneiden, um den gesunden Körper zu retten. Daß im französischen Generalstab nicht nur etwas, sondern sogar vieles faul sei, das wird man nach den Vorgängen, welche das abgelaufene Jahr ans Tageslicht förderte, wohl nicht mehr bestreiten können. Diese Vorgänge haben überall den Eindruck erweckt, daß Frankreich, wenn es sich auf seine Heerführer verlassen müßte, das Schicksal von 1870 und 1871 noch einmal erleben würde. In der öffentlichen Meinung der ganzen zivilisierten Welt hat dieser Dreyfushandel den Franzosen mehr geschadet, als eine verlorene Schlacht. Wir wissen nicht, ob dieser jüdische Hauptmann, der auf der Teufelsinsel schmachtet, schuldig oder unschuldig ist. Wir bringen diesem Manne durch- aus keine andere Sympathie entgegen als das Mitleid, welches ein trauriges Schicksal in einer jeden Menschenbrust wachruft. Aber die Strafe, welche über ihn verhängt wurde und die er nun schon seit Jahren verbüßt, erscheint uns als eine barbarische. Ist er wirklich unschuldig, so müßte er entweder ein halber Heiliger sein oder aber der schrecklichsten Verzweiflung anheimfallen. Einen gebildeten Mann derart von jedem Verkehr mit der Außenwelt abzuschließen und ihn ganz und gar von jedem menschlich fühlenden Wesen zu trennen, das widerspricht den Regungen und Empfindungen des Menschenherzens. War er tatsächlich ein Hochverräter, so hätte man ihn künftleren lassen sollen, anstatt ihm ein Schicksal zu bereiten, das weit eher in die Geschichte des heidnischen Altertums, als in diejenige des neunzehnten Jahrhunderts paßt. Nun ist es aber Tatsache, daß ungezählte Tausende an die Schuld des solchermaßen Verurteilten nicht glauben. Es ist ferner Tatsache, daß bei der Beurteilung Fälschungen, die seither ans Tageslicht kamen, eine große Rolle spielten. Warum hat man sich trotzdem so lange geweigert, den Straffall einer nochmaligen richterlichen Prüfung zu unterwerfen, und warum darf man die Akten nicht vor die Öffentlichkeit oder wenigstens vor das Gericht bringen? Muß eine solche Weigerung nicht die öffentliche Meinung mit tiefem Mißtrauen erfüllen? Man hat sogar behauptet, die Revision des Dreyfusprozesses bedeute den Krieg. Es braucht schon einen starken Glauben, um solche Befürchtungen als begründet anzusehen. Wenn die Spitzen der französischen Armee oder wenn die Militärstrafrechtspflege bloßgestellt sind, falls noch einmal eine Untersuchung erfolgt und Recht gesprochen wird, so ist ein Vertuschungssystem jedenfalls sehr übel angebracht. Diese Dreyfusgeschichte wirft für Frankreich einen dunklen Schatten auf das Jahr 1898.

Gedgenossenschaft.

— * Es klang uns zum Vornherein unglücklich, daß ein kirchlicher Würdenträger Zeitungen einzig darum verbot, weil sie protestantisch sind. Er verstand ganz zweifellos nur jene darunter, welche offen oder verdeckt antikatholische Propaganda treiben. Wir begehen täglich die Sünde der Lektüre zwei großer, protestantisch-konservativer Blätter, und die klassischen Verse der „Berneer Volkszeitung“ ärgern ganz andere Leute als „ultramontane“